

(Nachdruck verboten.)

## Das Verbrechen des Arztes.

109 Roman von J. S. Rosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthoff.

„Nein, nicht vor Ende des Monats,“ sagte die alte Dame gereizt. „Sie haben es selbst gesagt. Die Luft, die wir hier atmen, ist nicht viel schlechter als die auf dem Lande, und was noch mehr sagen will, ich erfreue mich einer Gemütsruhe, die ein Plus von Ozon nicht ersetzen wird! Sie haben mich an Ihre Pflege gewöhnt. Sie wissen ganz gut, daß ich fern von Ihnen wieder hypochondrisch werde, daß ich meine Abende damit zubringe, mich vor der Krankheit zu fürchten, wie andre vor Dieben!“

„Aber Sie entfernen sich ja nur einige Meilen von Paris!“ meinte Guy. „Beim ersten Ruf am Telephon eile ich zu Ihnen. An mir wäre es, sich zu beklagen, an mir, der ganz allein bleibt. Wenn Sie wüßten, wie traurig meine Mahlzeiten sind!“

„Das ist also ein Grund mehr. Ich weigere mich entschieden, vor der festgesetzten Zeit fortzugehen. Aber warum gönnen Sie sich keine längeren Ferien?“

„Ich gönne mir sechs Wochen, das ist eine lange Zeit für einen Arzt.“

„Aber am fünfzehnten Juni sind fast alle Ihre Patienten fort.“

„Dann kommen andre, die nicht minder wichtigen und hervorragenden Fremden, die noch dazu dienen, mir einen Ruf zu machen. War es nicht im Sommer, wo ich den Prinzen Piaffeky dagehabt habe und den König Georg August?“

„Wenn Sie wenigstens viermal wöchentlich nach Nulnettes kommen wollten. Sie brauchen dann nur Ihre Sommerbesuche am Morgen etwas später zu machen, und wenn es etwas besonders Wichtiges gäbe, könnte man Ihnen ja telephonieren.“

„Ach ja!“ mischte sich jetzt mit einschmeichelnder Miene Madeleine ins Gespräch, „es darf nicht vorkommen, daß wir Dich jemals länger als zwei Tage nicht sehen.“

Er faßte die Hand seiner jungen Frau und drückte einen zärtlichen Kuß darauf. Dann sah er Madame Montcaur lächelnd an:

„Sie haben mich besiegt, Mama, ich werde viermal wöchentlich nach Nulnettes kommen und Sie werden nicht vor dem ersten Juni abreisen.“

Die alte Dame lachte fröhlich wie ein Kind. „Es giebt doch keinen besseren Menschen als Sie!“

„Nein, Sie sind die Gute!“ sagte er bewegt. „Es ist mir gelungen, mich ein wenig nach Ihrem Ebenbild zu gestalten. Ich bin nur ein rauher Mensch, ein Lebenskämpfer.“

„Das dürfen Sie nicht in meiner Gegenwart sagen,“ rief ganz entzückt Madame Montcaur. „Weder in meiner, noch in der von Dufrene.“

Ein kaum merkliches Rot stieg Guy ins Gesicht und er antwortete: „Aber das ist doch mein eigenes Interesse, daß ich Dufrene gut behandle, das gebietet mir doch der elementarste Egoismus. Werden wir jemals wieder ein Faktotum finden, dem man so unbegrenztes Vertrauen entgegenbringen kann? Da würde ich eher mir selbst mißtrauen als diesem Menschen.“

„Das ist wahr, er ist die personifizierte Ehrlichkeit und Hochanständig, und doch würde ihn niemand so behandeln wie Sie.“

„Außer Ihnen selbst.“

„Ja, aber erst nach Ihrem Beispiel und zum Teil auch im Ihre Willen. Und dann, ich will es gestehen, wegen seiner Tochter. Ich habe das Mädchen gern wie eine Blutsverwandte. Ihre Gegenwart thut mir wohl, sie macht mich gesund!“

„Sie wird leiden, wenn sie jemals wieder herabsteigen muß. Nach meiner Meinung seid Ihr beide für ihre Zukunft verantwortlich. Ihr könnt sie nicht wieder ihrem Schicksal überlassen, Ihr müßt ihr mit allen Euren Kräften beistehen.“

„Das wird auch geschehen!“ fiel Madame Montcaur lebhaft ein. „Wenn es nur von mir abhängt, dann soll dieses

Mädchen glücklich werden. Und siehst Du, Madeleine, Deine Worte ermutigen mich, Dich zu fragen, ob Du damit einverstanden bist, wenn ich ihr eine Mitgift sichere. Ich glaube, sie wird, um sich entsprechend zu verheiraten, eine Mitgift von fünfzigtausend Frank brauchen.“

„Ist das alles?“ rief Madeleine lachend. „Dann bin ich ganz mit Dir einverstanden. Und wenn Du eines Tages Lust verspüren solltest, die Summe zu verdoppeln, so empfangen im vorhinein meine sehr wertvolle Zustimmung!“

Der Kaffee war bereits in einem kleinen Salon serviert, aus dem man die Aussicht auf den Rond-Point der Champs-Élysées und das Palais des Beaur-Arts hatte. Madame Montcaur trank keinen Kaffee, aber sie liebte das Aroma und den Duft der Cigarre, die Guy dazu rauchte. Für ihn waren dies die erlesensten Stunden des Tages, diejenigen, die er am schwersten einem dringenden Besuche opferte.

Während er mit selbigem Ausdruck seinen „Schwarzen“ genoß, und dabei seine Cigarre mit Daumen und Zeigefinger mit leichtem Druck prüfte, sagte er:

„Heute nachmittag habe ich nur chronische Kranke oder Neokonvalleszenten zu besuchen.“

Madame Montcaur seufzte. Es war ihr heißer Wunsch, daß ihr Schwiegersohn die Praxis aufgebe. Könnte er nicht eine wissenschaftliche Karriere verfolgen, sich um eine Professur bewerben, schriftstellerisch in wissenschaftlichen Zeitschriften thätig sein? Wo lag die Notwendigkeit, ewig auf dem Quivive zu sein, beständig gestört in seinen Mahlzeiten, in seinen Vergnügen, ja selbst in seiner Nachtruhe? Was spielten die zweihundert bis dreihundert Frank, die ihm dies aufreibende Leben täglich einbrachte, für eine Rolle?

Sie schwieg zumeist darüber, denn sie begriff, daß er nicht ausschließlich vom Vermögen seiner Frau leben wollte. Heute jedoch konnte sie sich nicht enthalten zu sagen:

„Wirklich, unsere Vorurteile sind doch zu dumm! Würden wir drei nicht viel glücklicher sein, wenn Sie Ihre Praxis aufgeben wollten?“

Langsam brachte er seine Cigarre in Zug und entgegnete:

„Ich glaube es nicht. Abgesehen davon, daß ich alles in allem genommen, meinen Beruf sehr gern habe, würde ich mich sehr demütigen, nicht mein tägliches Brot zu verdienen, und dieses Gefühl würde mich erdroffeln und griesgrämig machen. Es sagt mir nicht zu, ein Weichling zu sein, das würde mich direkt schlecht machen.“

„Da bleibt freilich nichts andres übrig als sich zu fügen,“ gröhlte die Schwiegermutter. „Sie sind aber auch wirklich ein viel zu anständiger Mensch!“

„Was wissen Sie davon?“ entgegnete er ruhig. „Ich war vielleicht zum Verbrechen geboren.“

Die beiden Frauen lachten gleichzeitig und er, der sie mit zärtlicher Lässigkeit betrachtete, dachte:

„Und ich bin dennoch ein Dieb!“

In manchen Tagen machte es ihm ein eigentümliches Vergnügen, sich das vorzuhalten — ein sehr kompliziertes Vergnügen, wobei eine nachsichtige Geringschätzung gegen sich selbst mit der Gewissheit vermählt, das Böse, das er angerichtet hatte, wieder gut gemacht zu haben, wozu noch das Bewußtsein kam, die ganze Gesellschaft zum besten zu haben, und schließlich eine Art unbestimmten Leidens, jene Art von Schmerzen, die eine gewisse Wollust erwecken.

„Sie haben unrecht, zu lachen,“ begann er wieder ernst.

„Das Glück war mir günstig, es wurde mir also nicht schwer, für einen Ehrenmann zu gelten. Aber ich denke mir oft, daß ich unter minder günstigen Umständen leicht ein Schuft oder ein Fälscher hätte werden können. Das macht mich sehr nachsichtig gegen Verbrecher!“

Er schlürfte behaglich seinen Kaffee und lächelte dabei leicht und eigentümlich. Und es gewährte ihm eine tiefe Freude auf den Gesichtern der beiden Frauen ihr grenzenloses Vertrauen und ihren menschütterlichen Glauben an ihn zu lesen.

„Da,“ sagte er, indem er den letzten Rest seiner Cigarre weglegte, „wieder eine, die in den Abgrund für immer verschwunden ist.“

Guy drückte einen Kuß auf die Stirn der Schwiegermutter, einen zweiten auf Madeleines Haare und ging aw

sein Zimmer. Wie er schon bei Tisch gesagt hatte, gab es für ihn heute keine dringenden Besuche.

Er betrachtete die kleine Liste seiner Kranken, legte sich seine Wege zurecht und wollte eben den Auftrag geben, daß angepannt werde, als Dufrene eintrat.

Dufrene hatte sich verzüngelt. Die Falten, die das Unglück zeichnet, die Müdigkeit und Sorge ins Gesicht graben, die Trockenheit der Haut und ihre fahle Farbe, der unsteife, irre Blick der Augen, der bei den Unglücklichen an den der gehegten, gequälten Tiere erinnert, das alles war verschwunden. Dufrene hatte eine frische Gesichtsfarbe, einen glänzenden Bart, weiche, gepflegte Haare, einen ruhigen Mund und Augen, die vertrauensvoll und beruhigt blickten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Parlamentarisches aus Byzanz.

Die Bewohner des oströmischen Reiches, insbesondere die seiner Hauptstadt Konstantinopel oder Byzanz haben sich in der Geschichte einen so schlechten Ruf als unübertreffliche Meister im Servilismus erworben, daß ihre Heimat geradezu den geläufigsten Namen für unterthänige Speichelleckerei geliefert hat. Dies übelle Renommee ist in großen und ganzen nicht unbedeutend; daß den Byzantinern das Notumachen eine ganz geläufige Sache war, genügt schon, um ihnen die vielgerühmte, aber wenig praktizierte Eigenschaft des Mäurerstolzes von Königsthronen nicht anzudichten. Indes ist auch der Byzantinismus der Byzantiner nicht ohne Ausnahmen. Der Zufall hat es sogar gewollt, daß der eine Parlamentsbericht aus Byzanz, der uns erhalten geblieben ist, nichts weniger als byzantinisch, sondern im Gegenteil äußerst unparlamentarisch anmutet. Man muß dabei freilich mit dem Wort Parlament einen erheblich weiteren Begriff verbinden, als es heute üblich ist. Parlamente im Sinne von gewählten Volksvertretungen hat bekanntlich das ganze Altertum nicht gekannt, wohl aber parlamentarische Verhandlungen. In den klassischen Zeiten der römischen Republik fanden solche statt einmal in dem herrenhausartigen Senat, außerdem aber in den Volksversammlungen, wo die Bürgerschaft sich in ihrer Gesamtheit versammeln sollte. Mit der letzteren Einrichtung ward schon unter den ersten Kaisern aufgeräumt, und der Senat blieb zwar dem Namen nach bestehen, aber bloß um als eine Körperschaft devotester Zusage dem herrschenden Absolutismus zur Folie zu dienen. Der nämliche Zustand dauerte fort, nachdem Kaiser Konstantin das auf seinen Namen ungetaufte Byzanz an Roms Stelle zur Hauptstadt gemacht hatte, und zunächst auch noch, als Konstantinopel (seit 395 n. Chr.) die Kapitale nicht mehr des ganzen Römerreichs, sondern bloß des aus seinem Zerfall hervorgegangenen oströmischen Reiches war.

Im Laufe des fünften Jahrhunderts hat sich dann in Konstantinopel doch wieder eine Beschränkung des bürokratischen Absolutismus herausgebildet, die zwar nicht juristische, wohl aber tatsächliche Geltung in hohem Maße besaß. Es war ein Gebilde, das große Ähnlichkeit mit den alten Volksversammlungen besaß. Diese waren freilich als gesetzgebende Körperschaften abgeschafft und als private oder Parteiveranstaltungen durch das Vereinsgesetz mit der Strafe des Hochverrats belegt. Trotzdem kamen aber in kurzen Zwischenräumen Volksversammlungen zu stande, die mit obrigkeitlicher Erlaubnis den größten Teil der hauptstädtischen Bevölkerung vom Kaiser bis zum Lumpenproletarier umfaßten; das waren die großen Wagenrennen im Cirkus, die in jenen Zeiten bekanntlich für jedermann ohne Eintrittsgeld zugänglich waren und das Hauptvergnügen der Massen darstellten. Im Cirkus gab es seit Jahrhunderten sogenannte „Parteien“, die „Blauen“, womit sich die „Weißen“ verschmolzen, und die „Grünen“, denen sich die „Roten“ anschlossen; die Bezeichnungen hingen mit der Farbe der Anzüge zusammen, die von den Wagenlenkern getragen wurden. Diese Gentlemen standen im Dienst der vier, später zwei Korporationen, denen der ganze Apparat der Rennen gehörte und die um den Sieg rangen; allbekannte Rembahngebräuche veranlaßten das ganze Publikum zur Parteinahme für die „Grünen“ oder „Blauen“. Die Gegenfälle waren relativ harmlos gewesen und produzierten bloß wüste Schlägereien, so lange in Konstantinopel außerhalb des Kreises der Regierenden kein politisches Leben bestand. Als aber die Hauptstadt wieder heftige Interessengegensätze aufzuweisen bekam, da bemächtigte sich der dadurch hervorgerufene Trieb zu politischer Betätigung des Cirkus und seiner Parteien als der einzigen konfessionierten Öffentlichkeit. Aus einem bloßen Zummelplatz der Masse wurde der Cirkus zur politischen Schaubühne; aus dem Wettstreit zwischen Sportsmen und Bettenden wurde der Gegensatz zwischen „Blauen“ und „Grünen“ zum erbitterten Kampf um materielle Interessen.

Im ersten Drittel des 6. Jahrhunderts lag die Sache so, daß die „Blauen“ Regierungspartei, die „Grünen“ Opposition waren. Zu jenen gehörten der Hof, der ganze Beamtenapparat und alles, was davon abhing, vor allem das ungeheure zahlreiche, auf Staatskosten lebende Lumpenproletariat, zu den „Grünen“ anscheinend die ganze Masse der erwerbstätigen Bevölkerung, deren Unzufrieden-

heit gerade gegen Ende des ersten Drittels im 6. Jahrhundert außerordentlich war: ein verschwenderischer Hof, eine bis in die höchsten Spigen korrupte Bureaucratie und eine tolle Zoll- und Steuerpolitik waren die Hauptursachen. Die regierenden „Blauen“ führten ein Schreckensregiment schlimmster Sorte: eine wahrheitsgemäße Vorstellung von der vollendeten Rechtlosigkeit, der die „Grünen“ verfallen waren, giebt eben die parlamentarische Verhandlung, von der hier die Rede sein soll. Sie spielte natürlich im Cirkus, wo seit langem schon die Parteien bei Gelegenheit der Rennen ihre Wünsche und Beschwerden in Rede und Gegenrede zum Ausdruck brachten, gegeneinander, wie auch im Meinungsaustausch mit der Regierung.

Der einzige und einzigartige Bericht aus diesem Cirkusparlament, der uns — bei dem byzantinischen Geschichtsschreiber Theophanes — erhalten ist, datiert vom 11. Januar 532 n. Chr. Man muß sich vorstellen, daß einige hunderttausend Menschen in dem gewaltigen Oval des Cirkus saßen, nach Parteien getrennt, der Hof mit dem Kaiser Justinian inmitten der „Blauen“ in einer Loge. Hier konnten natürlich keine wohlgebaute Reden von erprobten Parlamentariern gehalten werden, sondern die dislutierenden Parteien bedienten sich bezahlter „Rufser“ oder Herolde, um diese lungenkräftigen Leute mit Stentorsstimme in kurzen Sätzen durch den weiten Raum brüllen zu lassen, was ihnen von den entscheidenden Persönlichkeiten vorgefagt wurde. Kaum war Justinian am 11. Januar in seiner Loge, so ließen die „Grünen“ ihm zurufen: „Wir erleiden Unrecht und vermögen es nicht länger zu ertragen. Gott weiß es, doch wir scheuen uns, einen Namen zu nennen, um nicht in noch größere Gefahren zu geraten.“ „Daß ich nicht wüßte“, ließ der Kaiser erwidern, „niemand thut euch unrecht.“ Doch die „Grünen“ beharrten bei ihrer Behauptung, und aufgefordert, Namen zu nennen, bezeichneten sie den Richter Kalopodius als nächstes Objekt ihres Zornes: er that sich gerade besonders durch Parteijustiz hervor, indem er die zahlreichen Morde, die von „Blauen“ auf offener Straße an „Grünen“ aus politischem Haß oder gewöhnlicher aus Diebesgellisten begangen wurden, grundsätzlich wiederum „Grünen“ in die Schuhe schob und entsprechend das Köpfen praktizierte.

Der Kaiser fühlte sich durch den Namen Kalopodius etwas erleichtert, weil er erwartet hatte, den Namen eines seiner spitzbüßischen Minister, etwa des Reichskanzlers Tribonian oder des Polizeipräsidenten Johannes, zu vernehmen; er ließ also sagen: „Kalopodius hat mit der Verwaltung nichts zu schaffen.“ Das war ganz fehlgeschossen; denn nun erklärten die „Grünen“, wer der Uebelthäter auch sei, ihm werde das Los des Judas bereitet werden. Vergeblich verbietet ihnen der zornige Kaiser den Mund und versteigt sich schließlich zu dem lebenswichtigen Latonismus: „Ruhig, oder ihr werdet getöpselt.“ Der einzige Effekt ist, daß die „Grünen“ für den Augenblick etwas parlamentarischer als er werden und ihre nächsten Beschwerden sachlich auseinandersetzen: „Da wir im Recht sind, so wollen wir alles rund heraus sagen. Wie es zugeht, wissen wir nicht. Aber weder der Palast, noch die Staatsverwaltung sind uns zugänglich, laun dürfen wir es noch wagen, die Straßen der Stadt zu betreten.“ Der Kaiser leugnet das und bezeichnet die „Grünen“, die wieder behaupten, daß jeder freie Mann ihrer Farbe mißhandelt und bestraft werde, wo er sich nur blicken lasse, als Galgenvögel. Nun reißt den „Grünen“ der Geduldsfaden: „Unsre Farbe ist geädelt. Die Gerechtigkeit hat aufgehört. Willkürlich werden wir gemordet und mit dem Tode bestraft. Schon schäumt der blutige Quell über. Wäre Sabates (des Kaisers Vater) doch nimmer geboren, damit er keinen Mörder zum Sohne hätte. Der 26. Mord ist beim Zeugma geschehen: morgens war der Unglückliche noch im Theater und abends ward er erstochen.“ Zu dem „Mörder“ mußte Justinian bald noch einen „meineidigen Tyrannen“ und einen „Efel“ schluden. Die Scene wurde immer unparlamentarischer, weil sich nun auch die „Blauen“ hineinmischten und den „Grünen“ sämtliche Morde zuschoben, worin Justinian seiner Partei dreist und gottesfürchtig beipflichtete. Das liebliche Gezänk endigt damit, daß die „Grünen“ erklären: „Wenn es der Gewalt beliebt, verstummen wir. Alles, alles wissen wir, aber wir schweigen. Jahre hin, Gerechtigkeit! Für dich ist keine Stätte mehr. Drehen wir auf. Weg von hier. Lieber uns zu den Juden bestimmen, ja, es mit den Heiden halten, als mit den „Blauen“! Ungeheurer Lärm bricht ob dieser Kriegserklärung unter den Massen aus, die bisher mit verhältnismäßiger Ruhe den Erklärungen der Wortführer gelauscht haben. „Fort!“ brüllen die „Blauen“ zu den „Grünen“ hinüber, „wir verachten euch, euer Anblick ist uns zuwider.“ Die „Grünen“ aber verlassen in Masse den Cirkus unter dem Ruf: „Nieder mit allen, die zutückbleiben!“

Es war kein blinder Lärm. Binnen vierundzwanzig Stunden begann in Byzanz ein wütender Straßenkampf, der acht Tage dauerte, die halbe Stadt in Asche legte und mehr als 30 000 Menschen das Leben kostete. Der Kaiser gab eine Zeitlang seine Sache verloren und war im Begriff zu flüchten, schließlich aber gewann seine barbarischen Söldlinge die Oberhand und stellten die Ruhe gründlich wieder her. Es war die Kirchhofsrufe. Sie ließ später keine Cirkusdebatten mehr zu, gleichviel ob in parlamentarischer oder unparlamentarischer Sprache. Die beiden Parteien haben zwar noch lange bestanden, aber sie wetteiferten nur mehr darin, wer beim Anblick des Kaisers am lautesten Hurra! Hoch! schreien könne.

(Nachdruck verboten.)

## Industrielle Verwertung von Küchenabfällen.

Die Verwertung von Abfallstoffen fast aller Industrien ist ein besonders bemerkenswerter Zug unseres industriellen Zeitalters; merkwürdigerweise hat aber die nutzbare Verwertung der unermüdlichen Abgänge des einfachsten aller Betriebe, nämlich des Haushaltes, welcher auch bei sparsamster Verwaltung große Mengen solcher Stoffe erzeugt, den Ingenieuren besonders viel Kopfschmerzen bereitet. In England, wo der Inhalt der Müllkästen, die noch häufig Kohlenstaub und Coaks enthalten, an sich schon als Brennmaterial einen gewissen Wert repräsentiert, hat man mit der nutzbringenden Verwertung des Mülls den Anfang gemacht. Während früher nur die unschädliche Beseitigung dieser Stoffe angestrebt wurde, war man jetzt bedacht, Werke zu gründen, welche nicht allein die Kosten der Sterilisierung oder Einäscherung zu decken, sondern auch noch einen guten Gewinn abzuwerfen vermögen.

Die ersten Werke dieser Art waren Müllverbrennungsanlagen; sie laufen sämtlich darauf hinaus, die Produkte nicht nur in Asche zu verwandeln, sondern auch aus den Abfallstoffen nutzbare Wärme bzw. elektrische Energie zu gewinnen. In London z. B. sind große Anlagen geschaffen worden, welche dazu dienen, Elektrizität zum Betriebe von Maschinen und zur Beleuchtung ganzer Stadtviertel zu gewinnen. Die Einrichtungen in den Londoner Kirchspielen St. Pancratius und Shore ditch sind etwa folgende:

Der Gebäudekomplex gleicht äußerlich einer großen Fabrikanlage, und wer seine Bestimmung nicht kennt, dürfte sich nicht wenig über den langen Zug von Müllwagen verwundern, die fortwährend gefüllt zu einem Hof hinein und leer aus einem zweiten herausfahren. Diese Wagen entleeren ihren Inhalt in weite Tröge, aus welchen die Masse in Fülltrichter und dann in die Döfen fällt. Die Trichter sind mit einer Vorrichtung versehen, durch deren Bewegung das Müll ununterbrochen in die Flammen befördert wird. Dieser Mechanismus wird durch eine Dampfmaschine getrieben, die zugleich einen starken Luftzug in den Döfen erzeugt, um die Verbrennung der schwer entzündbaren Stoffe zu befördern. Doch ist auch noch ein bestimmtes Kohlenquantum erforderlich, um die vollständige Verbrennung des Mülls herbeizuführen. Nur Töpfe, Kessel und anderes Eisengerät, welches die Maschine leicht verstopfen könnte, werden vorher entfernt und nach Lancashire verschifft. Hier werden sie eingeschmolzen, um in anderer Form eine neue Laufbahn zu beginnen.

Wunder zweifelhafte sind die Müllverbrennungsöfen eines anderen Systems, welche fortwährend von den sich schnell ansammelnden Schlacken und der Asche gereinigt werden müssen. In diesen sind auch die Schlacken kein Abfallprodukt, denn sie geben, in Mühlen zermahlen und mit einem Bindemittel vermischt, ein vorzügliches Mörtelmittel, das im Kirchspiel verarbeitet wird. So werden täglich achtzig bis hundert Tonnen Müll für den Dienst eines Elektrizitätswerkes nutzbar gemacht, um Schmutz und Fäkalien in Licht umzuwandeln.

Shore ditch, das größte Londoner Kirchspiel, dessen Anlage später als die von St. Pancratius ausgeführt wurde, und sich die dort gewonnenen Erfahrungen zu nütze machen konnte, zahlte mehrere Jahre hindurch 3 Mark pro Tonne für das Fortschaffen des Mülls, welches auf Barken verladen und in die See hinausgefahren und in die Tiefe versenkt wurde. Jetzt verbrennt das Kirchspiel die Abfälle in seinen Müllöfen und verdient dabei noch 2 Mark pro Tonne; das ist bei achtzig Tonnen pro Tag ein jährlicher Reingewinn von 68 400 M. Die Hauptvorteile dieses Systems bildet die Anwendung zweifelhafteiger Kesselfesteln und ein neues Verfahren der Wärmeaufspeicherung, durch welches jede Verschwendung vermieden wird.

Man wird die Wichtigkeit letztgenannter Einrichtung ohne weiteres erkennen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Arbeit der Müllverbrennung naturgemäß kontinuierlich ist, da volle Wagen jeden Augenblick eintreffen und ihr Inhalt ohne Ausschub in die Döfen befördert werden muß. Deshalb wird auch in den Tagesstunden in den Kesseln Dampf erzeugt, welcher erst später für den Betrieb der Dynamomaschinen zur Beleuchtung des Kirchspiels Anwendung findet. Das Kirchspiel hat sich das Beleuchtungsmonopol vorbehalten. Es ist in der Lage, das Licht einer Lampe von acht Normalkerzen Stärke während sechs Stunden für einen Penny abzugeben. Shore ditch ist der Sitz der Möbelindustrie und nahezu jedes Haus ist eine kleine Fabrik. Ueberdies liefert das Kirchspiel am Tage Strom zum Treiben kleiner Maschinen und zwar zu einem sehr mäßigen Preise. Gegenwärtig stehen bereits mit diesem ausgedehnten Unternehmen, welches 70 000 Pfund gekostet hat, Bäder und Waschküchen, eine öffentliche Bibliothek und ein „technisches Institut“ in Verbindung.

Auf wesentlich anderen Prinzipien beruhen diejenigen Anlagen zur Müllverwertung, welche dazu dienen, aus den Abfallstoffen auf chemischem Wege wertvolle Nebenprodukte zu gewinnen. Derartige Großbetriebe giebt es z. B. in Philadelphia und Boston. Die großartigste Anlage dieser Art wurde aber kürzlich in Baltimore vollendet; sie ist nach dem Urteile von Sanitäts-Ingenieuren in jeder Hinsicht die vollkommenste dieser Art. Bemerkenswert ist zunächst, daß ein verhältnismäßig beschränktes Terrain erforderlich wurde. Das Grundstück des Werkes ist am Hafen im Süden der Stadt gelegen, ist also sowohl durch Tankwagen als auch durch besondere, speziell für die Verschiffung des Materials gebaute Prähme zu-

gänglich. Die Tankwagen befahren regelmäßig die ganze Stadt; sie werden, sobald sie voll sind, direkt nach dem Werk befördert oder in die Prähme entleert. Letztere werden am Werk durch Dampf-elevatoren entladen.

Die erste und wichtigste Stufe in chemischen Reduktionsprozessen dieser Anlage ist die völlige Sterilisierung des Materials in hermetisch verschlossenen Dampfapparaten. Von diesen sind 28 Stück von je 10 Tonnen Leistung vorhanden, das sind zusammen 560 Tonnen Leistung in 24 Stunden. Die Abfälle werden mittels eines endlosen Förderbandes in große Trichter befördert und fallen durch diese in die Dampfapparate, in denen sie einem Dampfdruck von 100 Pfund pro Quadratfuß ausgesetzt werden. Der Dampf tritt durch den Boden der Apparate ein. Die Temperatur im Dampfapparat erreicht 300 Grad Celsius und wird zum Zwecke der vollständigen Sterilisation längere Zeit aufrecht erhalten. Dann werden die Dampfapparate durch Bodenventile entleert, indem der Inhalt in Behälter fällt, welche die Stoffe hinreichend konstruierten Pressen zuführen.

Das Herauspressen der Flüssigkeit mittels einer speziell für diesen Zweck erfundenen mächtigen Walzenpresse bildet die nächste Stufe. Das Material passiert eine Reihe massiver Walzen, welche die flüssigen Stoffe herauspressen. Die vom Wasser geschiedene kompakte Masse, welche als Düngemittel dienen soll, wird nun in die üblichen Handelsformen künstlicher Düngemittel gebracht. Diese Pressmaschinen arbeiten automatisch und bedürfen zu ihrer Tätigkeit keiner Wartung.

Das gewonnene Produkt enthält nach chemischer Analyse etwa 1 Prozent Stickstoff, 1,57 Prozent Phosphorsäure, 0,11 Prozent Kalk, 7,91 Prozent Fett, 3,5 Prozent phosphorsaurer Kalk, das übrige sind feste Kohlenstoffe und Wasser. Die getrocknete Masse ist geruchlos. Die flüssigen Bestandteile gehen von den Pressen durch Kanäle in eine Serie von 14 Behältern; aus diesen wird das Fett, welches sich an der Oberfläche der Flüssigkeit sammelt, abgepumpt. Aus diesem flüssigen Rückstande werden etwa 3 Prozent Fett gewonnen; es wird zusammen mit Fettstoffen, welche man schon direkt beim Pressen erhält, an Seifenfabrikanten verkauft. Die übrigen unbrauchbaren flüssigen Stoffe werden in die Kanalisation geleitet.

Die Betriebsmaschinenanlage umfaßt eine Batterie von sechs horizontalen Kesselfesteln (Schiffskesseltype) von 200 Pferdestärken und 125 Pfund Arbeitsdruck. Jeder Kessel kann für sich wie auch zusammen mit den andern in Betrieb gesetzt werden. Die Pressen werden von 50pferdigen liegenden und die Elevatoren von stehenden Dampfmaschinen betrieben.

Die Gesellschaft hat in Verbindung mit ihren Abfallwerken die Bauausführung einer Düngfabrik begonnen, in welche das Produkt aus den Abfallwerken überführt wird. Man hofft jährlich 15 000 bis 20 000 Tonnen des fertigen festen Produktes der Abfallwerke durch Behandlung mit Säuren als Basis für die Düngfabrikation zu gewinnen.

Diese Erfahrungen zeigen, daß auch das Hausmüll, welches man bisher unter großem Kostenaufwand zu beseitigen strebte, wertvolle Produkte enthält, um Industrien darauf gründen zu können. Die erwähnten Anlagen erschöpfen aber keineswegs die industriellen Möglichkeiten, denn die Beschaffenheit des Mülls hängt im wesentlichen von den Gewohnheiten der Einwohner eines Landes und den Bodenprodukten desselben ab, und es wird immer auf die chemische Untersuchung der Stoffe ankommen, um die Möglichkeit und die Rentabilität der auf dieser Basis zu gründenden Unternehmungen zu ermitteln. —

J. v. Gutb.

## Kleines feuilleton.

**k. Schlagfertigkeit** ist eine der wichtigsten Tugenden des politischen Redners, schreibt eine englische Zeitschrift, die ein paar sehr hübsche Beispiele dafür anführt. „Heraus mit der Sprache!“ brüllte bei einer Versammlung der Wähler Frank Lockwoods ein Mann, „heraus mit der Sprache, wir können Sie nicht hören!“ „Ich danke,“ entgegnete der witzige Rechtsanwält, „daß die Ohren des Herrn, der mich unterbricht, lang genug sind, um mich auch in einer viel größeren Entfernung zu hören.“ Aber auch Lockwood fand seinen Meister. Ein Zeuge erklärte bei einem Fall, bei dem es sich um den Diebstahl eines Esels handelte, er hätte aus der Entfernung gesehen, wie das Tier abgeführt wurde. Da erklärte Lockwood mit strenger Miene: „Lassen Sie sich warnen, mein Herr, vorsichtig in ihrer Aussage zu sein. Sollen Sie mir sagen, in welcher Entfernung Sie glauben, einen Esel so deutlich sehen zu können, um ihn zu erkennen?“ „Nun,“ antwortete der Bauer, „etwa gerade so weit, wie ich von Ihnen entfernt bin.“ — Vor einiger Zeit sprach ein Politiker verächtlich von den Menschen, die von den Verdiensten ihrer Vorfahren leben. „Das würden Sie auch thun,“ unterbrach ihn ein Mann aus dem Publikum, „wenn Ihre Vorfahren nicht aus der Gasse stammten.“ — worauf der Redner ruhig erwiderte: „Ich bin auf meine Vorfahren, die aus der Gasse stammen, mindestens ebenso stolz, wie mein Freund auf seine Vorfahren, die vom Baum herabstiegen, nur sein lamm.“ Patrick Brien gehörte zu den schlagfertigen Iren, die je das Unterhaus entzückten. Einmal sprach er im Unterhaus von einem Mitglied als „der jungen Seeschlange aus County Clare“. „Zur Ordnung!“ rief der Speaker streng. „Dann will ich die Seeschlange zurückziehen und dafür das ehrenwerte Mitglied für County Clare sagen,“ fuhr

Ein Patrik mit einer höflichen Verbeugung zum Speaker fort. — Vor kurzem ging ein Pflarer in Suffolk durch die Felder und kam zu einem Baumtrich, wo ein Bauernjunge, der seine Sonntagschule besuchte, ein Frischstück genoss, das aus Schweinefleisch und Brot bestand. Da der Junge sich nicht rührte, um dem Geistlichen Platz zu machen, sagte der letztere streng: „Ich glaube, Du bist besser genährt als unterrichtet.“ „Ja, das ist sehr wahrscheinlich“, antwortete der Junge, „denn Sie unterrichten mich und ich ernähre mich selbst.“ —

**Medizinisches.**

ic. Die Platzkrankheit ist ein durchaus nicht seltenes Leiden, das noch nicht genügend aufgeklärt worden ist. Dr. Husband hat vor der Medico-Chirurgischen Gesellschaft in Sheffield einen Vortrag über diese Krankheit gehalten. Der Arzt hatte über 40 Fälle dieser Krankheit in Behandlung gehabt, die im Verlauf von sieben Jahren zu seiner Kenntnis gelangt waren. Er unterscheidet drei Gruppen des Leidens, die in ihren Erscheinungen große Ähnlichkeit besitzen, aber nicht auf die gleichen Ursachen zurückzuführen sind. Es ist dies die eigentliche Platzkrankheit oder Agoraphobie, die sich darin äußert, daß ein Mensch eine kaum überwindliche Scheu davor hat, über einen großen Platz zu gehen; dann die Klausrophobie, die sich gegenteilig äußert, indem die betreffenden Leute eine große Scheu vor einem Aufenthalt in engen Räumen zeigen; drittens die Atrophobie, die Empfindung von Schwindel beim Aufenthalt auf einem erhöhten Punkt. Aus seiner mannigfaltigen Erfahrungen hat Dr. Husband eine Reihe von Schlüssen über die Ursachen dieser verschiedenen Formen der Krankheit gezogen. Zunächst stellt er fest, daß die drei Arten des Leidens verwandte Erscheinungen sind, die auf ähnlichen Ursachen beruhen. Die Platzkrankheit und die Klausrophobie bringt er in unmittelbarem Zusammenhang mit Augenschwächen. Die Platzkrankheit ist gewöhnlich mit Kurzsichtigkeit verbunden, die Klausrophobie mit Weitfichtigkeit, Unstimmigkeit der Augenmuskeln und Schwächung der Sehkraft können bei beiden Formen mitwirkend vorhanden sein. Die Atrophobie ist im allgemeinen einer mangelnden Fähigkeit in der Abschätzung der Entfernungen auf abwärts geneigtem Boden zuzuschreiben oder dem Verlust dieser Fähigkeit durch Vereinträchtigung des Allgemeinbefindens, z. B. durch Fleischsucht, Nerven- oder Altersschwäche. Platzkrankheit und Klausrophobie, nicht aber die Atrophobie sind am häufigsten bei Leuten mit aufgeregten Nerven. Nerven Schwäche ruft nicht notwendig eine dieser Erscheinungen hervor, auch sind solche nicht immer ein Merkmal von Nervenschwäche, sondern es müssen in der Regel Fehler des Auges hinzukommen. Bei allgemeiner Herabsetzung der Gesundheit wirken diese Einflüsse stets mit erheblicher Verstärkung. —

**Aus dem Tierleben.**

— Pirol und Rabenträhe. Hugo Otto erzählt in der „Merthus“: „Schwarzes Gesicht“ nennt der Jäger wohl die Strähenpflanzung, und dabei denkt er in erster Linie an das Sündenregister der Rabenträhe, die als stille Teilhaberin die Bestände seiner Jagden reduciert. Gerade dem Waidmann gegenüber entpuppt sie sich häufig als Feinschmeckerin; denn sie nimmt ihm meistens nur das Beste fort, eben deshalb aber auch um so mehr hinsichtlich der Zahl der Beute. In den Sommermonaten stehen auf ihrer Speisekarte als Lederbissen: 1. Fasanen-, Rebhuhn-, Wachtelsteier. 2. Parte Nestlinge dieser Vögel. 3. Jung-Hasen und -Kaninchen. 4. Eier und Junge der Singvögel. Deshalb herrscht auch dauernde Feindschaft zwischen Strähen und Jägern. Jeder einzelne Horst der Rabenträhe wird vorsichtig angepörscht, und wenn es möglich ist, werden die Alten weggeschossen. Was für ein Schwerenöter solch eine Rabenträhe aber unter Umständen sein kann, hatte ich vor einigen Jahren zu beobachten Gelegenheit. An einem schönen Julinachmittage war ich mit langer Peise in ein einsames Feldgehölz gegangen, um unter einem Busche im Grünen zu versuchen, Salzmanna's „bedeutsame“ pädagogische Weisheit in meinen dazu nicht passenden Schädel zu bringen, weil die Examenordnung unter andren altwäterlichen Stoffen zur Schwächung allzu frischer Nerven auch dieses „Unentbehrliche“ forderte. In jener Stunde habe ich das gesteckte Ziel auch glücklich nicht erreicht; denn kaum hatte ich es mir bequem gemacht, als über meinem Kopfe hoch über den Büschen zwei Vögel aneinanderprallen, von denen der eine, eine Krähe, sich gleich darauf auf einem überwüchigen Eichenbaume postierte, der andre aber, ein Pirol, sich in meiner Nähe niederließ. Kaum war eine Minute verstrichen, so flog die Krähe auch schon wieder heran, der Pirol kreischend ihr sofort entgegen und wies sie abermals ab. Dies sah ich wohl ein halbes Duzend mal. Da wurde ich stutzig und besah einmal meine nächste Umgebung etwas näher. Nichtig, da stand oder vielmehr hing etwa 5 Meter hoch über der Erde des Pirols Nest, auf welches die Krähe es abgesehen hatte. Ich schlich nun langsam zurück zu meiner Wohnung und holte mir mein 9 Millimeter-Teleskop. Die Krähe machte noch immer ihre Versuche, das Nest zu berücken. Langsam kroch ich auf allen Vieren ihrem Standbaum zu und kam auch, gedeckt vom Schlagholz, in ihre Nähe. Gerade hatte sie wieder einmal aufgebraut, da schoß ich ihr das tödliche Bleifüßchen in die Brust. Wie ein reifer Apfel fiel sie zu Boden. Der Pirol aber flog erschreckt auf. Am nächsten Tage sah er wieder britend auf seinen vier Eiern. Glücklich hat er seinen Kinderlegen groß bekommen. Lehrreich aber ist das Verhalten dieses

schwachen Vogels gegenüber der starken Krähe doch. Auf die Dauer zwar hätte er wohl sein Heim nicht zu schützen vermocht. —

**Technisches.**

— Kupfer in der Architektur. In der Baukunst hat sich in jüngster Zeit das Interesse wieder dem Kupfer zugewandt, nachdem es sehr lange Zeit vernachlässigt worden war. Das moderne Kunstgewerbe, welches eine große Farbenfreudigkeit bekundet, machte auch seinen Einfluß auf die Architektur geltend. An die Stelle der stumpfen Töne sind helle, lebhaft getretene, ja man sucht die Fronten der Häuser sogar durch frische grüne und rote Töne, welche gut mit einander harmonieren, zu beleben. Es ist in letzter Zeit viel über die Aufgabe der Farbe in der Architektur geschrieben worden, da konnte es nicht ausbleiben, auf die schöne Wirkung der grün patinierten Kupferdächer, Türmchen, Wasserspeier usw. der alten noch erhaltenen Gebäude, namentlich alter Kirchen und Rathhäuser, hinzuweisen und zu einer fleißigen Verwendung des Kupfers in der Architektur anzuregen. Wo die Mittel nicht zu knapp bemessen sind, verwenden heute die Architekten gern wieder Kupfer zu Bedachungen, Rinnen, Abfallröhren, ja sogar zu mannigfachen Schmiedearbeiten zum Zwecke reichlicher Gestaltung der Außen- und Innenarchitektur. Die Verwendung des Kupfers im Baufach wird heute noch durch die Fortschritte der Technik der künstlichen Patinierung sehr begünstigt. — („Technische Rundschau.“)

**Humoristisches.**

— Schön gesagt. A.: „Der alte Förstler wird sich aber freuen, daß er Dir diesen Varen aufgebunden hat.“  
B.: „Ich glaube, Du glaubst, er glaubt, ich glaub's!“ —  
— Ableitung. Lehrer: „Woraus ist Dein Rod gemacht?“  
Schüler: „Aus Tuch.“  
Lehrer: „Woraus wird das Tuch gemacht?“  
Schüler: „Aus Wolle.“  
Lehrer: „Woher kommt die Wolle?“  
Schüler: „Vom Schafe.“  
Lehrer: „Von welchem Tiere hast Du also Deinen Rod?“  
Schüler: „Von meinem Vater!“ — („Lustige Blätter.“)

**Notizen.**

— Franz v. Schönthaus vieraktiges Lustspiel „Maria Theresia“ geht am 23. d. M. im Berliner Theater in Scene; Jenny Groh spielt die Titelrolle. —  
— Felix Dörmanns neue Komödie „Die Mama“ kommt im Januar im Münchener Schauspielhaus heraus. —  
— Das Belle-Alliance-Theater ist schon wieder einmal geschlossen worden. —  
t. Nach Beobachtungen des englischen Forschers Krogh treten durch die Wirkung der Radiumstrahlen Farbenwechsel ein, wie sie nach den Untersuchungen von Professor Goldstein auch bei den Kathodenstrahlen wahrzunehmen sind. Diese Erscheinungen können hervorgerufen werden, wenn man eine Röhre mit Radiumbromid in den fraglichen Stoff hineinleitet. Alsdann wird z. B. auch Kochsalz nach wenigen Stunden orange oder leberfarben, Chloralkali violett, doppeltkohlen-saures Natron amethystfarben, doch kehren die natürlichen Färbungen sehr bald nach Entfernung des Radium wieder zurück. —  
— Eine bedeutsame Erweiterung der Universitätsvorlesungen soll in Heidelberg stattfinden. Der engere Senat der Universität beschloß, den Dozenten anheimzustellen, außer ihren besonderen Vorlesungen künftighin noch Vorlesungen für das große Publikum zu veranstalten, die allen erwachsenen Einwohnern zugänglich sein sollen. —  
— Ein großes Kohlenbergwerk, das auf die Dampfkraft vollständig verzichtet und nur für elektrische Betriebe eingerichtet werden soll, wird gegenwärtig im Braut bei Gladbeck (Westfalen) errichtet. Wie der „Frankfurter Zeitung“ berichtet wird, beabsichtigt auch der preussische Bergwerksminister, auf einer der von ihm neuerdings im Norden des Ruhrbeckens in Angriff genommenen neuen Kohlenzechen ausschließlich Electricität als Betriebskraft zu verwenden. —  
— „Die Innerlichen“. Die „Neue Gemeinschaft“ in Schlachtensee, die von Julius und Heinrich Hart gegründet wurde, löst sich, wie der „Täglichen Rundschau“ mitgeteilt wird, binnen kurzem auf. Die Gemeinschaft wünscht sich mehr zu „verinnerlichen“. —  
— Harter Schädel. Eine Strafverhandlung vor dem Münchener Landgericht ergab, daß in einem Dorfe bei Hölzlirchen an dem Kopfe eines der Beteiligten sieben steinerne Maßkrüge und mehrere Biergläser mit aller Wucht zerschlagen worden waren, während er selbst festgehalten wurde. Es wurde ihm dabei eine Arterie zerschritten und schwere Schädelverletzungen zugefügt. Und der Mann konnte 14 Tage nach der Maniere als geheilt aus dem Krankenhause entlassen werden. —